

Catalin Dorian Florescu, „Jacob beschliesst zu lieben“ C.H.Beck, 2011

Ein wenig bin ich schon ratlos. Da überschlägt sich das Feuilleton mit Lobpreisungen, das Internet ist voller Sterne für den Roman, und der Titel holte sich den Schweizer Buchpreis 2011. Aber ich kann mich für das Buch nicht erwärmen, es lässt mich seltsam unberührt, ich bleibe draussen. Hatte ich zu hohe Erwartungen? Die preisgekrönten Bücher „Nach Hause schwimmen“ von Rolf Lappert und „Tauben fliegen auf“ von Melinda Nadji Abondji haben mich restlos begeistert– und nun nach dieser Lektüre die Frage: war das alles? Eigentlich ist mir der Rumäne Florescu, der so bewundernswürdig Deutsch schreibt, sympathisch; eigentlich sollte mich das Thema der Banater Schwaben in Rumänien ansprechen, stammt doch meine Familie mütterlicherseits aus dem ebenfalls deutschsprachigen sächsischen Siebenbürgen. Trotzdem bin ich nicht angesprungen.

Den grossen Atem kann man Florescu nicht absprechen. Souverän schafft er es, einen weiten Handlungsbogen vom Dreissigjährigen Krieg des 17. Jahrhunderts bis in die 1950-Jahre zu spannen, verankert am Schicksal der Familie Obertin. Im Lothringen des 18. Jahrhunderts hiessen sie Aubertin, einer von ihnen wanderte dann, einem Aufruf der Kaiserin Maria Theresia folgend, unter beträchtlichen Mühsalen aus bis in die fruchtbare Gegend von Temeswar und gründete dort mit anderen Auswanderern das Dorf Triebswetter. In Vor- und Rückblenden erzählt Florescu von Schicksal einiger Obertins, wobei er die Haupthandlung ins 20. Jahrhundert legt. Erzähler des Ganzen - auch der Rückblenden, und dies bleibt die einzige formale Klammer im episodischen Erzählfluss - ist Jacob Obertin, Jacob mit c, Sohn der Elsa Obertin, und eines Jakob ohne Nachnamen, einem brutalen Kerl, der Elsa mit Gewalt geschwängert hat und darauf mit ihr und ihrem feinsinnigen Vater ihren Hof weiterführt.

Die Geschichte des kleinen Jacob ist eine Abfolge von Schicksalsschlägen. Sie beginnen mit seiner Geburt auf Kuhmist in einem stinkenden Wagen. Schwach und anämisch kommt er zur Welt, fast nicht lebensfähig. Irgendwie schafft er es, zu überleben, dabei hilft ihm eine dicke Zigeunerin, die ihn im Austausch mit Elsas Naturalienspenden auch seelisch aufpäpelt. Weder von Mutters noch von Vaters Seite erhält er viel Zuwendung. Jacob bleibt klein und zart, verlebt einen Teil des beginnenden 2. Weltkrieges in der Stadt mit seinem Grossvater, muss erleben, wie seine heimliche Liebe erschossen und seine üppige Ziehmutter abtransportiert wird. Am Ende des Kriegs verrät ihn sein Vater an die Russen und behält Jacobs Halbbruder Sarelo auf dem Hof. Jacob hetzen die kommunistischen Machthaber in einen Zwangsarbeitertransport nach Sibirien. Unterwegs gelingt ihm die Flucht, ein rumänischer Pope nimmt ihn auf und rettet ihn vor dem Erfrierungstod. Fünf Jahre lang schaufelt er Gebeine aus der Erde und setzt sie zu Skeletten zusammen, die der Pope anschliessend der Erde wieder übergibt. Schliesslich will Jacob zurück nach Hause. Er arbeitet ein Jahr lang in Temeswar, trägt einen Bettler ohne Beine auf dem Rücken herum, macht sich schliesslich auf nach Triebswetter. Hier sind viele gestorben, der geliebte Grossvater aus Kummer, weil Sarelo aus Rache dessen geliebte Pferde erschoss. Um das Mass voll zu machen, verrät der Vater Jacob noch ein zweites Mal, vergilt die sachte wachsende Zuneigung des Sohnes, indem er ihn bei den Kommunisten verpetzt. Statt dass Jacob mit einem Auswanderertransport in die alte Heimat Lothringen zurückkehrt, muss er mit dem Vater in einen unwirtlichen Teil Rumäniens ziehen und dort neu anfangen.

Warum hat das Buch mich nicht gepackt? Florescu beschreibt farbig und detailliert, gibt lange Gespräche wieder, erzählt haarklein, wie Jacobs mutiger Vorfahre die Tücken der Donaufahrt gegen Osten überlebte und wie die Jungen aus der Hitlerjugend den kleinen Jacob und seine serbische Freundin plagen. Anschaulichkeit ist da, trotzdem gings mir nicht ins Herz. Die

Menschen liessen mich beinahe unberührt. Ist es das Übermass an Gewalt, an Grausamkeit und Brutalität, das Florescu ausbreitet, mit dem er fast das ganze Leben Jacobs unterlegt? Stumpft es ab, das Kriegsgeschehen, das die Menschen gemein und brutal macht, oder habe ich mich davor geschützt? Und warum handeln die Menschen, wie sie handeln? Mir wird das nicht klar, bei niemandem. Wir sehen sie handeln, aber sehen nicht in ihre Seelen, verstehen nicht wie sie ticken. Warum wehrt sich Elsa nicht stärker gegen ihren Mann? Ist sie doch als junges Mädchen todesmutig allein nach Amerika gereist und dort zu Reichtum gekommen. Am Schluss betet sie nur noch. Wie ist sie in Amerika reich geworden, warum erfahren wir das nie richtig? Woher kommt der Vater Jakob, warum ist er dieser Ausbund an Gemeinheit, was hat ihn dazu gemacht? Und ist Jacob eine Art thumber Tor, der – trotz der Titelbehauptung – zwar nie bewusst beschliesst zu lieben, aber nicht anders kann als sich immer wieder demütig den Dingen fügen, wie sie sich ergeben?

Normales existiert fast nicht in dieser Welt. Jakob ist böse, gemein und verräterisch, die Zigeunerin unmässig dick, die Gewitter todbringend und aus des Teufels Küche, Jacobs Geburtsort stinkender Kuhmist, der Pfarrer feig, Sarelo brutal und egoistisch, die Mutter nach ihrem Amerikaaufbruch ohne Rückgrat und fast ohne Liebe, der Bettler beinlos, der Lehrer fanatisch und und und. Die wenigen Guten bekommen weder eine Chance noch Glück, ausser vielleicht dem Popen, der in einem verlassenem Landstrich ein zwar armseliges aber halbwegs zufriedenes Leben fristet, vielleicht auch, weil er die meiste Zeit durch einen reissenden Fluss vom Rest des Dorfes und den Mitmenschen getrennt bleibt. Über den Geschehnissen liegt trotz Tausenden von Details eine eigentümliche Irrealität. Die barock anmutende Überzeichnung legt etwas wie einen archaischen Firnis aus dunkler Historie, Glaube und Unglaube, Legendenhaftem und Phantastischem über den Gang der Dinge. Solcher Erzählweise mag durchaus eine besondere Qualität innewohnen, und ein schlechtes Buch ist „Jacob“ ganz und gar nicht. Nur verschenken würde ich es niemandem, es ist zu deprimierend, und den Buchpreis hätte ich einem anderen Werk verliehen, nämlich Peter Höners „Gynt“.